

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Bildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 8.

Samstag, 19. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

8

„Aber wie mir die Generalin sagte . . .“

„So — das ist ja, was ich fürchtete. Deshalb bin ich ja eigentlich her zu Ihnen gekommen. Und Sie glauben das, was die gute Frau Ihnen vorerzählt?“

„Welchen Grund hätte ich, die Worte meiner guten Tante zu bezweifeln, Herr Obrist?“

„Keinen einzigen. Sie haben vollkommen Recht. Aber sie hat wie gewöhnlich Unrecht, das zu glauben.“

„Sie meint doch, sie wisse es bestimmt — ihre Informationen entzögen sich jedem Zweifel!“

„Ihre Informationen . . . hahaha! . . . gerade so wie ihr Mann, mein braver Kamerad, der auch mit den besten Informationen bei Disielheim gerade kopfüber in den dänischen Hinterhalt fiel! — Ihre Informationen . . . wenn Sie wüßten, liebe Sophie, was es damit für eine Bewandnis hat!“

„Sie muß doch aber wissen, was sie sagt,“ meinte Sophie, die für diesen Gegenstand ein nicht gewöhnliches Interesse bezeugte — „und wenn sie es behauptet, ist es auch wahr!“

„Nicht ein Jota ist daran wahr!“

„Dann giebt sich Ihr Herr Sohn wohl nur den Schein? . . .“

„Was? . . . Bitte das Wort zurückzunehmen, mein Fräulein. Heiraten Sie meinen Sohn nicht, wenn Sie ihn nicht wollen; aber deswegen brauchen Sie ihn nicht zu beleidigen!“

„Aber . . .“

„Den Schein . . . Also ein Heuchler! Da würde ich ja gleich mit der flachen Klinge dazwischen fahren. Nein, mein gnädiges Fräulein, Alfred verdient alles Schlechte, was Sie vielleicht von ihm denken; aber Heuchler . . . das verbitte ich mir! Er kann keinem tollen Streiche aus dem Wege gehen. Das schickt sich vielleicht nicht für einen Ehrenmann; aber ein Heuchler — ein Hypokrit — ein falscher Kerl! . . . Ich halte an mich, Fräulein — um Ihnen nicht die Antwort zu geben, die Sie verdienen — ja verdienen! — Er hat sehr Unrecht gehabt, dem Streit wahrscheinlich das tollste Zeug, was sich denken läßt, in feinen Rapport zu diktieren, ebenso wie meine Freundin — wie gewöhnlich — Unrecht hatte, jenen in die Stadt zu kommandieren, um meinen Sohn anzufundschaffen. Dann hat sie sehr wenig Scharfblick bewiesen, als sie all. das dumme Zeug für Wahrheit

ansah und es Ihnen wiederholte; aber alles das beweist doch nicht, daß ein Verting ein schlechter Kerl ist, wie Sie sagen, mein Fräulein . . . und ihm . . . kurz . . . ich . . . in einem Worte . . . womit ich die Ehre habe . . . leben Sie wohl!“

Und der alte Herr war im Sturmschritt davongeeilt. Er hatte sich dermaßen in den Zorn hineingeredet, wie ihm das übrigens oft passierte mit Ausnahme bei der Generalin, wo er sich stets zu beherrschen wußte, so schwer ihm das auch manchmal werden mochte — daß wohl kein Ende abzusehen war.

Sophie war von dieser Heftigkeit nicht im geringsten erschreckt. Sie hatte, wie wir schon erwähnt, ein gleiches Schauspiel schon zu oft erlebt und wußte ganz gut, wie schnell der Sturm sich austobte.

Noch eine ganze Weile blieb sie in der Laube sitzen. Ihre Arbeit war auf ihren Schoß gesunken und sie blickte fast regungslos vor sich hin. Ein kleiner Seufzer entfuhr ihrer Brust, als sie sich erhob und dem Hause zuschritt. Sie ging in ihr Zimmer, schloß sorgfältig die Thür und setzte sich an ihren Schreibtisch.

5.

Es war die Stunde der Partie Biquet, und diese hätte der Natur der Sache gemäß heute sehr bedenklich ausfallen müssen, wenn Gott Zufall sich nicht hineingemischt hätte. Die Generalin war ungewöhnlich zerstreut und bekam, gleichfalls gegen ihre Gewohnheit, außerordentlich gute Karten. — Die Folge hiervon war, daß einerseits der Obrist all seine Aufmerksamkeit zusammennehmen mußte, um einer schmähligen Niederlage vorzubeugen, und auf der andern eine milde Stimmung über die alte Dame gekommen war, die sie dieses oder jenes Wort überhören ließ, welches sie an andern minder glücklichen Tagen sicherlich mit gebührender Energie zurückgewiesen hätte.

Mit solchen gemilderten Zwischenfällen endete das Spiel zur gewöhnlichen Stunde und die beiden Partner erhoben sich — der Obrist mit einem gewaltigen Achselzucken, als er das Resultat überfah, die Generalin mit einem selbstbewußten, doch fast freundlichen Lächeln.

„Doch einer der schönsten Zeitvertreibe auf dem Lande —“ sagte sie.

„Hm . . . wenn man gerade nichts anderes zu thun hat!“

„Freilich, man darf seine Pflicht nicht verjäumen!“

„Das wollt' ich meinen! — das müßte auch ein schöner Kerl sein, der des Kartenspiels halber seine Pflicht versäumt!“

„Natürlich — und doch erzählt man von diesem oder jenem Offizier . . .“

„Wer weiß, ob es wahr ist!“

„Da haben Sie ganz recht, Obrist — wer weiß ob es wahr ist. Man muß sich hüten und wehren, alles das für wahr anzunehmen, was uns über unsere Nebenmenschen hinterbracht wird!“

„So habe ich es in meinem Leben gehalten!“

Die Generalin hüftelte leicht und warf ihm einen eigentümlichen Blick zu, den er aber glücklicherweise nicht bemerkte. — Dann fuhr sie fort: „Fällt Ihnen gar nichts auf, liebster Obrist?“

„In wie fern? Haben Sie schon wieder hier etwas ändern lassen? Ich habe noch nichts bemerkt.“

„Was soll das „schon wieder“ bedeuten? Bin ich vielleicht eine Frau, die alle vierzehn Tage ein Zimmer umstellen läßt?“

„Sagen wir alle vier Wochen!“

„Sie scheinen wieder einmal eine Ihrer lebenswürdigsten Lannan zu haben, Herr Obrist! Beim Himmel, das Sprichwort hat Recht: beim Spiel kann man am besten den Charakter der Menschen erkennen!“

„Das habe ich mir auch manchmal gedacht,“ brummte jener, doch als wenn sie nichts gehört, fuhr die Generalin fort: „Weil heute nun meine wohlbedachten und reiflich erwogenen Kombinationen nicht an Ihrem außerordentlichen Glücke oder wie man das sonst zu nennen pflegt, gescheitert sind und ich meinen Plan, wie das eigentlich stets der Fall sein müßte, strikte durchführen konnte . . .“

„Ja — sie sind schon schön, Ihre Pläne,“ warf er wieder dazwischen, indem ein ironisches Lächeln um seinen Mund zog.

„Mein Gott, ich begreife wohl, daß nicht jeder das Verständnis dafür haben kann . . . und in der Kavallerie überhaupt — kurz, weil Sie verloren haben, denn wie gewöhnlich war Ihr Spiel keinen Schuß Pulver wert — finden Sie keinen andern Ausweg, als wieder einmal Ihre unqualifizierbare Lanne aufzustecken.“

„Wirklich? das meinen Sie . . . Sie?“

„Du gütiger Himmel, wenn ich das nimmer thäte, bei Ihrem brutalen Glücke, das Sie ordentlich verfolgt. Haben Sie jemals gesehen, daß mich der Gleichmut verlassen hat?“

„Ob ich das gesehen habe?“ fragte der Obrist.

„Nun freilich!“ erwiderte die Generalin.

„Sie fragen mich — mich . . . der alle Tage hier . . .“

„Natürlich Sie, der alle Tage hier mit mir spielt!“

Der Obrist sah sie groß an, dann zuckte er mit den Schultern, dann biß er sich in die Lippen und nach einer Weile sagte er: „Ja so . . . ich vergaß . . . ich bitte um Entschuldigung!“

Die Generalin war sichtbar befriedigt. Sie fühlte wohl, daß es den Obristen keinen geringen Kampf gekostet hatte, an sich zu halten; aber das Resultat der Affaire war doch für sie günstig aus-

gefallen. Sie behauptete das Terrain und bei schwierigen Rencontres muß sich wohl jeder Feldherr damit begnügen. — Doch da sie sich an ihrem Glückstage glaubte, wollte sie auf halbem Wege auch nicht stille stehen und beschloß einen neuen bedeutungsvollern Angriff, den sie jedoch ihrer Stimmung gemäß und ganz gegen ihre Gewohnheit mit einem gewissen Wohlwollen und fast freundlicher Schonung inszenierte.

„Fällt Ihnen denn gar nichts auf, lieber Obrist? Ich muß meine Frage nochmals wiederholen.“

„Und ich meine Antwort, daß ich nicht weiß, was Sie befehlen, das mir auffallen soll.“

„Befehlen: . . . als wenn man so etwas zu befehlen brauchte!“

„Nun wohl — mir fällt nichts, gar nichts auf!“ sagte Berting, halb sich abwendend, da er zu bemerken anfing, daß seine Geduld nahe daran war, das Weite zu suchen.

„Wirklich nicht?“

„Ich hatte bereits die Ehre, es Euer Excellenz dreimal zu sagen: nichts, gar nichts!“

Die Generalin seufzte leicht. „Es ist schon ganz richtig, wenn man behauptet, daß die Männer nicht fähig sind, Elternliebe zu empfinden.“

„Doch höchstens Vaterliebe,“ meinte Berting und lachte selbst über seinen wohlfeilen Witz.

„Sie sind sehr geistreich . . . was man so in gewissen Sphären geistreich nennt,“ rief die Generalin, die nichts mehr haßte, als das Witzigsein, und deren Geduld gleichfalls begann, auf sehr schwachen Füßen zu stehen — „natürlich Vaterliebe meinte ich auch!“

„Dürfte ich bitten, diesen Ausspruch höchster Weisheit zu motivieren, damit wir armen Sterblichen aus gewissen Sphären ihn zu verstehen vermögen?“ Die . . . Generalin stampfte mit dem Fuße — ein Gewitter, schwer und gewaltig, war im Anzuge.

„Motivieren? Durch ein Beispiel vielleicht?“

„Wenn es beliebt.“

„Nun wohl — ich wollte Sie schonen; aber wenn je ein Mensch wenig oder gar keine Schonung verdient hat, so sind Sie es.“

„Mache auch nicht die geringsten Ansprüche darauf!“

„Nun dann gut! — Wissen Sie, was Ihr Sohn macht?“

„Wie kann ich das wissen!“

„Und nichts beunruhigt Sie? Daß er sich seit länger als zehn Tagen nicht hat sehen lassen, nicht das geringste Lebenszeichen von sich und seinem Befinden gegeben hat?“

„Bester Beweis, daß er sich wohl befindet. — Was soll solch einem Menschen denn auch passieren?“

„Was allen Menschen passieren kann. Einem Vater müßte es doch gewissermaßen . . . wenigstens auffallen —“

Der Obrist lächelte in seinen Bart. „Ich kenne zu gut,“ sagte er, „die lebhaft und wahrhaft mütterliche Teilnahme, die Euer Excellenz für meinen Sohn Alfred hegt, um nicht überzeugt zu sein, daß ich, wenn ihm etwas Unangenehmes passiert sein

sollte, augenblicklich von Ihnen davon die . . . detaillierteste Kenntnis erhalten hätte."

"Wie kommen Sie darauf?" fragte Frau von Hohenberg, indem sie ihn scharf anblickte.

"Die Frauen sollen dafür ein merkwürdiges Ahnungsvermögen besitzen, wie ich gehört habe," erwiderte er, indem er sich die Lippen wund biß, um nicht laut aufzulachen.

"Wohl möglich," meinte sie sichtlich beruhigt.

"Apropos," platzte plötzlich Berting heraus, "wenn es ein Königreich gegolten hätte, unfähig gewesen wäre, länger an sich zu halten — „apropos, wie steht es denn mit Ihrer Campagne?"

"Meiner Campagne? Was meinen Sie?"

"Nun ja, Ihrem berühmten Feldzug gegen meinen Sohn und Ihre liebe Nichte, die sich nicht heiraten wollen — partout heiraten sollen, und die Sie auf strategischem Wege — nach Clausewitz — zusammenzubringen beabsichtigen?"

Der Angriff war brutal — eine richtige Attaque schwerer Reiterei! — Nichts von der genialen Inszenierung, welche die Generalin bei solchen Gelegenheiten anzuwenden nie vergaß. Nur ein Dragonerobrist konnte so operieren. — Einen Augenblick lang war Frau von Hohenberg verblüfft; aber nur einen Augenblick währte es, dann nahm der Generalstab seine Revanche. Sie setzte sich in Positur — warf den Kopf mit solcher Energie zurück, daß alle Bänder ihrer Haube bebten, und nachdem sie dem Reiterführer, der sie überfallen wollte, noch einen vernichtenden Blick zugeworfen hatte, sagte sie mit kurzer, aber durchdringender Stimme: "Lassen Sie mich doch nicht stets dasselbe wiederholen. Gewisse Kombinationen und Operationen sind nun einmal nur für gewisse Gesichtskreise erkennbar und durchführbar! Eine solche Aktion mit der nötigen Ruhe und dem selbstverständlichen Scharfsinn konzipiert, entriert und exekutiert, ist stets des Erfolges sicher. Also gebulden Sie sich und sehen Sie die Sache als ein fait accompli an. Die Hochzeit habe ich auf Ostern festgesetzt!"

"Sie können sie ja aber doch nicht zwingen, zum Donn . . . Pardon . . . ich meine, zum Altar schleppen . . ."

"Zwingen, Herr Obrist! Sie leiden unter den Reminiscenzen Ihrer Waffengattung, die stets zu Korrektivmaßregeln verwandt wird. Wir im Generalstabe operieren anders. Unsere Kombinationen bringen allein das zuwege, was bei Ihnen die rohe Gewalt!"

"Ihre Kombinationen — wenn ich Ihnen darüber meine offene Meinung sagen dürfte!"

"O bitte, genieren Sie sich nicht — Sie fallen ja sonst sehr selten in diesen Fehler — im Gegenteil sogar . . . bitte, ich bin begierig, ein Dragonerurteil zu hören!"

"Möchte vor allen Dingen ersuchen," rief Berting, dem die Ader auf der Stirne schwoh, "einen weniger despektierlichen Accent auf das Wort Dragoner zu legen, wie Excellenz es soeben zu thun beliebten."

"O Gott bewahre — eine sehr achtungswerte Waffengattung! . . ."

"Die besonders zur Geltung kommt," rief der Obrist, der mit einem Male alle Schonung vergessen hatte — "wenn der hochlöbliche Stab sich in der Batsche befindet, — wie es zum Beispiel, um mit einem Exempel meine Worte zu illustrieren — einstmals bei Distelheim der Fall gewesen ist!"

Die Generalin blieb unerschütterlich. Auch dieser persönliche Angriff prallte an ihr ab. Was seit langen Jahren nicht passiert war, ereignete sich jetzt — sie ließ die Attaque ohne Antwort, sie ging ihrem Lieblingsthema aus dem Wege.

"Kommen wir auf das zurück, wovon wir vorher sprachen," sagte sie — "da zu Ostern die Hochzeit sein soll, so müssen doch in den nächsten Monaten einige nicht unwichtige Vorbereitungen getroffen werden, die . . ."

"Aber dreißig Millionen Donner . . . nein Pardon — ich meine in aller Kuckucke Namen — ich sage es Ihnen zum zehntausendsten Male und Sie wissen das eben so gut wie ich; die beiden Menschen wollen sich aber nicht heiraten . . . wollen . . . sich nicht heiraten! Verstehen Sie denn nicht einmal mehr Deutsch, zum . . ." (Fortf. folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

(Schluß.)

Frau Lot betrachtete mit einer gewissen Ueberlegenheit die rauhen Gesichter, die sich herzugebrängt hatten, um einen Blick in das Innere der Hütte zu gewinnen. Das Tableau innerseits zeigte Lot auf einem alten Feldstuhl sitzend mit dem jüngsten Kinde in seinen Armen, die beiden Mädchen, unerschrocken, ja trotzig die vielen fremden Gesichter betrachtend, an seiner Seite, während der zehn Jahre alte Bube mit des Vaters schwerer Büchse, schußgerecht, einen Stuhl als Stütze benutzend, zwischen dem Vater und der Thür stand.

"Wer seid Ihr?" rief die tapfere Frau plötzlich, als sie die Wirkung des Bildes auf die Männer sah, wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, dem Allmächtigen sein Richteramt zu nehmen und die Seelen, die er gemacht, über die sein Vaterange wacht, ungeheißt in seine Gegenwart zu senden, ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit, ja ohne ihm Zeit zu geben, zu beten und von den Seinen Abschied zu nehmen! Wer ist der Schlimmere, er oder Ihr?" — O laßt ihn mir und den Kindern diese eine Nacht, seid menschlich und so wahr es einen gütigen, gerechten Gott im Himmel da oben giebt, so sicher sollt Ihr morgen frei und ungehindert diese Hütte betreten. Ihr könnt ja diese Hütte bewachen, da ist ja keine Gefahr, daß er Euch entkommen kann."

Da lief ein Murmeln durch die Reihen, die Männer traten zurück und der Gedanke an die eigene Heimat, an Frau und Kinder, der selbst bei diesen rauhen Grenzlern stets wache Sinn für Recht und Billigkeit und die nicht wegzuleugnende, angeborene Hochherzigkeit des Amerikaners, dies alles fiel in die Waagschale, als sie zu einer kurzen Beratung

zusammentraten, die damit endete, daß der Anführer auf Mary zutrat und feierlich versicherte:

„Ihr sollt Euren Weg haben, Madame! Macht das Beste aus der kurzen Spanne Zeit bis zum Morgen! Hier meine Hand, wir wollen Euch bis dahin ungestört lassen!“

„Und Ihr täuscht mich nicht?“ sagte sie, ihre Augen die Kunde machen lassend und jeden Einzelnen fixierend, als wollte sie im Innersten seines Herzens lesen.

„Nein, nein! Ehrlich Spiel!“ tönte es zurück. Und dann für einen Moment schien es, als ob die Nerven der Frau nachließen, sie lehnte sich an den Thürpfosten und ihr Haupt sank zurück — doch das war nur ein Moment, mit einem graziosen aber ernstem „Gute Nacht, Gentlemen!“ schloß sie die Thür hinter sich und dem treuen Hunde.

Die „Vigilantes“ bivaktierten in der Nähe, während abwechselnd drei Mann die Hütte bewachten. Wir Drei konnten natürlich nicht schlafen und benutzten, so gut es gehen wollte, die Gelegenheit, die „Vigilantes“ zu gunsten Lots unzustimmen, eine harte Arbeit bei dem fatalen Zusammentreffen von Umständen, die ihm vor jedem Gerichtshof gefährlich geworden wären. Bei dem Zusammenstoß in der Schänke waren zwei Männer gestochen worden, der eine tödlich, der andere sehr gefährlich. Lot war in dem Knäuel der Kaufenden und hielt in seiner Hand ein blutiges Messer.

Da sind schon unschuldige Männer gehentt worden, selbst nach strenger gerichtlicher Untersuchung, unter viel weniger gravierenden Umständen.

Die Nacht war wundervoll, wie alle in diesem wundervollen Striche; ich wanderte ruhelos herum, denn Lot und seine Familie füllten meine Gedanken aus; da war aber jeder Gedanke an Rettung vergebens. Die Wachen umschritten den Platz, auf dem die Hütte stand, und aus dieser selbst drang kein Laut. Was mochten sie wohl machen? Die tapfere Frau, sie saß wohl an seiner Seite, umringt von den Kindern, und die Hände ineinander, flehten sie zu dem Allmächtigen um Erbarmen, um Rettung. Gegen Mitternacht hörten wir deutlich ein Kratzen an der Thür, sie wurde geöffnet und Leo schritt heraus. Innen war alles hell beleuchtet, doch konnte ich, der ich seitwärts stand, keinen Blick hineinwerfen.

Der Hund, als verstünde er die große Gefahr, in der sich die befanden, die er treu liebte, trabte langsam mit gesenktem Kopfe und herabhängendem Schweif über den freien Platz.

„Leo, armer, treuer Bursche! Komm her! Komm!“ rief ich ihm zu.

Er hielt still, hob seinen schönen Kopf, als er meine Stimme hörte, zog den Wind ein, dann ließ er traurig die Ohren wieder hängen und lief dem nächsten Gestrüpp zu, in dem er verschwand.

Beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne erhoben sich die „Vigilantes“ von ihren Decken, auf denen sie geschlafen, und besprachen in Gruppen das traurige Geschäft, das nun ohne Aufschub erledigt werden mußte.

Die Aufregung der Gemüter von letzter Nacht war verschwunden und in der nüchternen Ruhe waren

selbst jene, die am meisten für eine rasche Prozedur gestimmt hatten, von dem Wunsche befeelt, der traurigen Pflicht, über einen Mitmenschen zu Gericht zu sitzen, und der schweren Verantwortung enthoben zu sein, die auf ihnen lastete.

Nichts rührte oder regte sich in der Hütte.

Nie, glaube ich, wirkte die Feierlichkeit der Verhältnisse so intensiv auf die Herzen der „Vigilantes“, wie damals. Sie waren überzeugt, nur zu fürchterlich gewiß überzeugt, daß Lot unter der Wucht der Verhältnisse von der Jury „Schuldig“ befunden werden würde.

Mit gedämpften Stimmen und ernstem Gesichtern erwarteten sie die Anordnungen ihres Anführers, der, selbst gerührt, mit dem Anfange der Aktion zögerte bis zum letzten Augenblicke.

Jetzt war die Sonne über den Bergen erschienen und sendete ihren Strahlenglanz weithin über das herrliche Land, und jetzt rief der Anführer zwei von dem Komitee zu sich, schritt auf die Hütte zu und klopfte an. Sofort wurde die Thür weit geöffnet und Lots Frau erschien an der Schwelle mit rot geweinten verschwollenen Augen.

Christ und George waren mit den „Vigilantes“ zur Hütte gegangen, ich hatte es nicht vermocht.

Ich kann nicht beschreiben, wie ich fühlte an jenem prachtvollen und doch so traurigen Morgen!

Ein Strick lag noch an derselben Stelle, wo er gestern Abend hingeworfen worden war, an dem Fuße eines benachbarten Baumes, und mit einem innern Schauer fiel mir ein, daß gerade unter diesem Baume Lot so oft gesessen und mit seinen Kindern gespielt hatte.

Ein derber Schlag auf meine Schultern warf mich beinahe zu Boden.

„Bei dem großen Moses und seinen Propheten, das kleine Francken ist ein Engel oder — ein Teufel!“

„Was giebt's, Christ?“ rief ich erstaunt, denn sein lebhafter Ton, sein freudig blitzendes Auge paßte schlecht genug zur Situation.

„Komm und sieh selbst!“ und seinen Arm unter meinen schiebend, zog er mich zu Lots Hütte. Ein Gedanke durchzuckte mein Gehirn: Lot hat Selbstmord begangen! Well, immer noch besser als des Nachrichters Strick!

Ein seltsamer Anblick bot sich meinen Augen dar, als ich in das große Zimmer trat. Da stand ein Teil der „Vigilantes“ in einem Halbkreis, während Mary, nun nicht mehr stark, resolut sich über den riesigen, blutenden, seines Felles beraubten — Leo beugte.

Welcher Unterschied zwischen dieser Frau jetzt und letzte Nacht! Wo war ihre Seelenstärke, die sie weit über ihr Geschlecht erhoben, die diese rauhen Männer mit Achtung und Bewunderung erfüllt hatte! Bleich, mit verweinten Augen und verschlungenen Händen, wie sie da kniete und den Leichnam ihres Lieblings betrachtete, da war doch so etwas unendlich Rührendes in dieser Schwäche — vielleicht eben, weil man es an ihr nicht gewohnt war — nein, nein, weil hier das Herz des edlen Weibes seinen Ausdruck fand.

Als Mary mich bemerkte, richtete sie ihren traurigen Blick auf mich und sagte, in Thränen ausbrechend:

„Ich wäre lieber selbst gestorben, Gott ist mein Zeuge, als daß ich das gethan! Aber mein Tod hätte ihn nicht gerettet, und so blieb mir kein anderer Weg! —“

Da standen die „Vigilantes“ und ihr Anführer, und mancher hatte sich weggedreht und machte sich an seiner Büchse oder seinem Revolver zu schaffen, um seine innere Bewegung zu verbergen.

Plötzlich erschien ein Reiter, er ritt wie Lot am Tage zuvor im gestreckten Galopp, daß eine dicke Wolke Staub und Sand seiner Spur folgte, er schwang einen Stock mit einem großen weißen Tuch daran und schrie von ferne, doch waren seine Worte unverständlich. Atemlos sprang er von dem überhitzten Pferde und auf den Anführer der „Vigilantes“ zugehend, rief er:

„Wo ist der Mann, den Ihr hängen wollt?“

„Entkommen!“

„Gott sei Dank!“ rief der Fremde, seinen Hut lüftend, mit einem Blick zum Himmel.

„Gott sei Dank! denn er ist unschuldig. Frisco Bill hat die That eingestanden.“

Da erfüllte ein Freundschaftsrufer die Luft und die freudig bewegten Gesichter zeigten, welche innigen Anteil alle an Lots Schicksal genommen! Und zweimal noch wiederholte sich dieser Freudenruf und so mächtig brauste er auf, daß das Echo ihn auffing und weiter trug.

Und Mary? Sie lag auf ihren Knien mit gefalteten Händen, den Blick zu ihm gewandt, der sie erhört und ihr den Mann und den Kindern den Vater gelassen.

Die Kinder erwachen durch die Bivatrufe. Sie betrachteten die Mutter und dann den Leichnam des treuen — lieben Leo, des armen, unschuldigen Opfers, des Bildes der Treue bis zum Tode.

Der Preisrichter.

Ein Idyll aus einer kleinen Stadt.

Von Julius Weil.

(Aus dem Deutschen Montagsblatt.)

Ein Amtsbrief?! Er drehte ihn mit süßsaurer Miene zwischen den Fingern, besah ihn mißtrauisch von beiden Seiten und legte ihn endlich auf das rechte Knie, nachdem er das Schurzfell an dieser Stelle vorsichtig gesäubert hatte. Darauf holte er aus der Tiefe seines Brustplatzes, wo es in trauter Vereinigung bei Schnupftuch und Tabaksdose ruhte, ein umfangreiches Brillenfutteral, öffnete es mit Anstrengung, daß es einen Knall gab, zog eine großgläserige, hörnerne Brille hervor und setzte sie auf seine Nase.

Während dieser zeitraubenden Prozedur murmelte er vor sich hin: „Was wird es sein? Das heißt: was kann es sein? Wenn dieser Magistrat an Unfernein schreibt, so bedeutet das: Steuererhöhung oder so dergleichen. Man kennt das! Aber sie sollen

mir nur kommen! Diesmal — ja diesmal! — Also her damit!“

„Behutsam, damit nicht etwa ein Stück des amtlichen Siegels sich abbröckele, machte er den Brief auf und faltete ihn auseinander, wobei eine größere Portion Sand herabrieselte; hierauf entfernte er den noch lose auf der Schrift haften gebliebenen durch einen leichten Schlag mit dem Handrücken und las:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtigen wir hiermit, daß wir Sie zum Preisrichter für die auf der hiesigen „gewerblichen Ausstellung von Lehrlingsarbeiten“ befindlichen Schuhmacherarbeiten ernannt haben. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Ew. Wohlgeboren dieses Ehrenamt annehmen und dadurch unsere Bestrebungen für die Förderung des Handwerks unterstützen werden.

Gudenitz, den . . . ten

Der Magistrat.

Au

den Schuhmachermeister Herrn Miesel, Wohlgeboren.“

Meister Miesel brauchte eine geraume Zeit, um dieses stadtväterliche Reskript zu bewältigen. Als dies endlich geschehen war, schüttelte er wiederholt den Kopf, und seine Miene nahm einen bedenklichen Ausdruck an.

„Was ist denn das wieder für eine Sache?“ sagte er vor sich hin. „Preisrichter?! Was steckt dahinter? Wette, daß es auf ne neue Steuer hinausläuft oder so dergleichen.“

„Minna! Minna!“ rief er dann, den Kopf seitwärts nach der nebenan gelegenen kleinen Stube, deren Thür offen stand, wendend, mit lauter Stimme.

Als bald erschien eine ältliche, noch rüstige Frau, ein Strickzeug in den Händen, auf der Schwelle. Ein ruhiges Lächeln saß über ihr wohlgenährtes Gesicht wie Syrup über weiche Semmel, und mit diesem Lächeln richtete sie jetzt das Wort an den Meister.

„Was gibt es denn, Wilhelm?“

„Minna,“ erwiderte er und lachte auf, „denke Dir, Minna, der Magistrat hat mich zum Preisrichter ernannt!“

„Zu was, Wilhelm?“

„Zum Preisrichter!“

„Preisrichter? Was ist denn das? Du wirst falsch gelesen haben, es wird Kreisrichter heißen?“

„Dummes Zeug, Minna! Wie kann ich denn Kreisrichter werden? Hier, komm her und lies: „daß wir Sie zum Preisrichter“ und so weiter.“

Die Frau beugte sich über das Schreiben und sagte ängstlich:

„Wenn's nur nichts Schlimmes ist, Wilhelm!“

„Schlimmes gerade nicht,“ erwiderte er, „aber Geld wird's kosten; denn was vom Magistrat kommt, das ist allemal bitter. Sie haben nämlich da“, erläuterte er, „eine Ausstellung, wo die Lehrlinge ihre Arbeiten hinbringen, und deswegen soll ich Preisrichter sein.“

„Aber, Wilhelm, Du hältst ja keine Lehrlinge!“

„Eben darum glaube ich, daß das so ein Stich ist von diesem Magistrat. Weil sie mich nicht zwingen können, Lehrlinge zu halten, so geben sie mir's hinterherum zu verstehen, das nennen sie jetzt: indirekte Steuern!“

„Das ist ja eine schreckliche Ungerechtigkeit,“ meinte die Frau und ließ zum Zeichen ihres gekränkten Rechtsgefühles drei neue Maschen von der Nadel fallen. „Ja, da mußt Du bei Zeiten was dagegen thun, Wilhelm!“

„Weißt Du was?“ versetzte der Meister, „ich werd mal den Demokraten fragen.“

„Ja, das thu, Wilhelm!“ stimmte die Frau, offenbar sehr erbaut von diesem Einfall, zu.

Der Meister erhob sich von seinem Schemel und verließ ohne weitere Vorbereitungen die Werkstatt, um den Demokraten, der in demselben Hause wohnte, herbeizuholen. Der Demokrat war ein merkwürdiges Individuum. Er lebte von seiner Feder, haute unsachgemäße Schriftsätze in Prozeß- und andern Rechtsfachen, erteilte billigen, aber schlechten Rat in zweifelhaften Angelegenheiten des Familienlebens und wurde von seinen Klienten: Herr Konzipient, von den Behörden: Winkeladvokat und vom Volke: Demokrat genannt, und zwar deshalb, weil er neben seiner Profession das wenig einträgliche, aber desto gefährlichere Gewerbe des Schimpfens auf Gott und die Welt betrieb.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Meister wieder und brachte den Demokraten mit. Dieser schnitt ein spöttisches Gesicht, als er eintrat, tupfte der Meisterin auf eine ihrer fetten Schultern und sagte:

„Gratuliere, Madame Miesel, zur Frau Preisrichterin! Ich hab es immer gesagt, Ihr Mann wird noch mal Stadtverordneter! Die Dummheit dazu hat er; na, jetzt ist wenigstens der Anfang gemacht.“

Beide Eheleute ersuchten den Demokraten, von seinen konfusen Redensarten abzustehen und sich klar und deutlich auszulassen: was das eigentlich mit dem Preisrichter für eine Bewandnis habe, welche Kosten und Lasten mit diesem Amt verbunden seien, und wie und mit welchen Mitteln man diesem Uebel — denn ein solches müsse es ja sein, weil es vom Magistrat komme — entgegen wirken könne.

„Na, dann werde ich Euch die Sache kurz, schlicht und deutlich auseinandersetzen,“ erklärte der Demokrat. „Also, es ist nämlich jetzt in Gudewitz eine Lehrlings-Ausstellung eröffnet. Es genügt nämlich nicht, daß die Meister ausstellen und zeigen, daß sie nichts können, es muß auch der Beweis geliefert werden, daß sie ihren Lehrlingen nichts beigebracht haben; mit andern Worten: daß die dummen Jungen beinahe eben so wenig verstehen, wie ihre Meister! Na also! Nun muß doch einer da sein, der den Leuten das sagt, sonst glauben sie's nicht. Darum wählt sich der Magistrat Männer aus, die durch ihren beschränkten Verstandeshorizont eine gewisse Garantie dafür geben, daß sie nichts Vermünftiges vorbringen. Die sollen nun sagen: diese Arbeit ist schlecht, die noch schlechter und die am aller schlechtesten, die kriegt dafür den ersten, die den zweiten Preis und so weiter. Verstehst Ihr? Darum heißen diese Männer: Preisrichter! Weiter hat es keinen Zweck!“

Der Meisterin war die ganze Weisheit dieser Auseinandersetzung noch nicht aufgegangen, aber Meister Miesel hatte den Demokraten begriffen.

„Auf diese Weise“, meinte er, „ist ja die Sache sozusagen eine große Ehre und Verantwortung. Wie kommt denn nun aber der Magistrat dazu, einen einfachen Flickhuster zu wählen, wo doch so viel große Meister mit Gesellen und Lehrlingen in der Stadt sitzen?“

„Das will ich Euch sagen,“ erwiderte der Demokrat. „Eben weil Ihr keine Gesellen und Lehrlinge haltet, seid Ihr der beste Preisrichter. Denn da Ihr auf die Manier von dem ganzen Lehrlingswesen keine Ahnung habt, so werdet Ihr am unparteiischsten sein. Die Hauptsache bei einem Preisrichter ist nämlich, daß er von der Sache nichts versteht. Ihr könnt also ganz beruhigt sein, Ihr seid wie geschaffen zum Preisrichter; denn ich habe mir erst neulich einen Nagel einen Zoll tief ins Fleisch getreten, den Ihr aus Versehen in der Sohle habt stecken lassen . . .“

Das letztere war nur zum Teil wahr, und der Meister beunruhigte sich über diese Kleinigkeit nicht. Der süße Kern, den er sich aus den bitteren Spottreden des Demokraten herauszuschälte, war die Tatsache, daß der Magistrat ihm, Miesel, die Ehre erwies, über andere Arbeiten, und wenn es auch nur solche von Lehrlingen waren, ein entscheidendes, sachverständiges Urteil abzugeben. Indem er dies bedachte, verspürte er in seinem Innern einen Ruck, der sein Selbstbewußtsein hob und seinen Lebensmut schwellte.

War er nicht auch ein Meister, so gut wie die ersten und größten Schuhmacher in Gudewitz? Freilich seid langen Jahren hatte kein neues Stiefelpaar seine Werkstatt verlassen; seitdem die modernen Ideen den Menschen auch in die Füße gefahren, und die blendenden Erzeugnisse der Schuhwarenfabriken an die Stelle der bescheidenen Werke der eigenen Hand getreten waren, hatte er auf die Herausgabe selbständiger Arbeiten Verzicht geleistet. Doch wo im Kampfe gegen das mörderische Pflaster von Gudewitz eine tapfere Sohle ehrenvoll erlegen, wo ein Absatz durch leichtsinnigen Wandel auf eine schiefe Ebene geraten war, wo es galt, wenige wohlerhaltene Stiefeltrümmer durch einen kühnen Vorschub zu einem dauerhaften Bau neuzugestalten — da zeigte sich seine Kunst in glänzendstem Lichte. Seine Werkstatt gehörte mit zu den beliebtesten von ganz Gudewitz, und selbst große Meister verschmähten es nicht, ihm bisweilen Reparaturen zu übertragen, die eilig waren oder eine besondere Sorgfalt erforderten. (Schluß folgt.)

Egypten und die Egypier.

Egypten, das alte Wunderland der Sphinx und der Pyramiden, zieht zur Zeit die Augen der ganzen gebildeten Welt wiederum auf sich, denn das eigentlich verschlungene politische Drama, welches sich jetzt an den Ufern des Nil abspielt, berührt mehr oder minder auch die Interessen namentlich Europas und es ist deshalb erklärlich, daß man den bunt wechselnden Ereignissen in Egypten mit der größten Spannung folgt. Es ist unter diesen Umständen aber auch begreiflich, daß neben den politischen Vorgängen auch das wunderbare Land und seine Bewohner selbst erhöhtes Interesse erregen und in vielen mögen da die Erinnerungen

an das, was sie über Egypten gelesen und gehört haben, wieder emporsteigen. Gerade aber über Egypten und seine buntgemischte Bevölkerung sind in weiten Kreisen ungenügende Kenntnisse vorhanden, daß einige Mittheilungen hierüber wohl am Platze sein dürften.

Die Ureinwohner Egyptens, als deren Nachkommen noch die in Oberegypten wohnenden Kopten gelten, sind das früheste geschichtliche Volk der Erde, denn das ägyptische Reich stand bereits im vierten Jahrtausend vor Beginn der christlichen Zeitrechnung in einer Blüte der Kultur, welche eine ungemein lange Zeit der Entwicklung voraussetzt. Verschiedene Künste waren bei den alten Egyptern auf das höchste entwickelt, namentlich die Bau- und Bildnerkunst, von denen die Pyramiden und Obelisken Unter- und Mittelegyptens und die gewaltigen Trümmer der Tempel- und Säulengänge im oberegyptischen Niltale uns Blicke in eine walte hohe Kultur und einen ausgebildeten Kunstsin eröffnen, beide gleich großartig im Entwerfen von Plänen, wie in den zur Ausführung verwendeten Mitteln. Aber trotz dieser hohen Blüte der Kunst, trotz des hohen Standes, den auch Ackerbau und Gewerbethätigkeit in dem alten Egypten einnahmen, hinderte das Kastenwesen, welches die Bevölkerung in streng von einander abge sonderte Klassen theilte, gleichwie in China und Indien, eine gesunde Weiterentwicklung Egyptens. Unter schwachen, entnervten Herrschergeschlechtern sank dann das Land immer tiefer und fiel schließlich jahrhundertlang fremden Völkern abwechselnd zur Beute. Besonders seit die Mamelucken ihre Herrschaft über Egypten ausbreiteten (1250), sank das Land in den traurigsten Zustand und die Eroberung des Pharaonenlandes durch den Osmanensultan Selim I. (1517) besserte die elenden Verhältnisse des erstern um kein Haar. Erst unter dem gewaltthätigen Mehemed Ali, welcher die Mamelucken niedermeßeln ließ, vollzog sich in Egypten von Beginn dieses Jahrhunderts an eine leise Wendung zum Bessern, welche durch die Einführung europäischer Einrichtungen ermöglicht wurde. Die Nachkommen Mehemed Alis haben im großen und ganzen in seinem Sinne weitergewirkt und besonders durch eine umfangreiche Heranziehung des europäischen Elementes bei der Verwaltung des Landes viel zur Hebung aus dessen tiefer wirtschaftlicher und geistiger Versumpfung gethan, obwohl gerade diese Begünstigung der Europäer eine der Ursachen ist, welche Egypten in die gegenwärtige schwere Krisis hineingetrieben haben.

Unter allen Wandlungen aber, die Egypten im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, ist ihm Eins eigentümlich geblieben: seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, die selbst durch den furchtbarsten Druck der jeweiligen Mächthaber und durch das ausgebreitetste Ausaugungssystem nie völlig vernichtet wurde. Diese außerordentliche Fruchtbarkeit, durch welche Egypten im ganzen Altertum bekannt war, verdankt es der alljährlich wiederkehrenden, auf periodischen Regengüssen in den tropischen Hochländern beruhenden Anschwellung des Nil, wodurch die Bildung jenes fetten Marschbodens ermöglicht wird, der dem landwirtschaftlichen Betriebe einen fast aus Wunderbare grenzenden Ertrag gewährt. Das An-

schwellen des Stromes beginnt bei Assuan in Oberegypten Ende Juni und erreicht im September seinen höchsten Stand. Ende Oktober erreicht die Ueberflutung, welche das ganze Niltal zu einem großen Süßwassersee gestaltet, über dessen Niveau nur die Dämme und die an sich schon hochliegenden Städte und Dörfer als Silande emporragen, ihr Ende, so daß das Land besät werden kann und in kurzer Zeit ist es weithin mit grünen Saaten bedeckt. Diese wachsen nun kolossal bis Ende Februar, worauf Anfang März die Ernte beginnt.

Auf dem schlammigen Niltboden gedeihen besonders gut Reis, Baumwolle, Zucker, Mais, Indigo, Datteln, dann auch Weizen und Gerste. Wälder fehlen dem Lande gänzlich, daher der Mangel an Bau- und Brennholz. Trotz dieses Mangels an Waldungen ist das Klima Egyptens der Gesundheit im allgemeinen weit zuträglicher als das anderer heißer Länder. Von den Landplagen Egyptens, wie sie in der Bibel aufgeführt werden, ist nichts mehr zu spüren, auch lassen sich diese den alttestamentarischen Geschichtschreibern so merkwürdig vorkommenden Erscheinungen auf sehr natürliche Art erklären. Dagegen wird Egypten von dem aus der Wüste kommenden, 4 bis 7 Tage währenden Chamafin, einem heißen Südostwind, heimgesucht, der die Trockenheit auf eine außerordentliche Höhe steigert und so allerdings in gewissem Sinne zu einer Plage für Menschen und Tiere wird. Zu den Unannehmlichkeiten Egyptens gehört ferner eine Entzündung der Augen, die, allerdings in etwas anderer Weise, auch bei uns unter dem Namen: Ägyptische Augenkrankheit sporadisch auftritt und in Egypten durch den salzhaltigen Wüstenstaub hervorgerufen wird. Reißende Tiere kommen, mit Ausnahme von Hyänen, Schakals und Leoparden, wegen der mangelnden Wälder in Egypten nur sehr selten vor, dagegen wird das Land von einer Unmasse von Schlangen, Skorpionen, Taranteln (große Spinnen) und allerlei Ungeziefer heimgesucht, ein Uebel, an welchem alle heißen Länder mehr oder weniger zu leiden haben.

Alle diese Widerwärtigkeiten werden durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes wieder mehr als aufgewogen, durch welche Egypten auf die höchste Stufe der Produktionsfähigkeit gebracht werden könnte. Aber unter den gierigen Händen der Katifs (arabischen Schreiber), Effendis (schriftgelehrten Herren), Nasir (vizeköniglichen Güterverwalter), Mondas, Paschas und Beys wird das Land wie eine Citrone ausgezogen und ausgepreßt und die Fellahs, die ägyptischen Bauern, sind mit die faulsten, schmutzigsten und herabgekommensten ihres Standes. Die Fellahs, arab. Fellachim, (eigentlich müßten sie Fellab heißen, weil sie von alters her daran gewöhnt sind, daß ihnen von allen ihren Beherrschern das Fell über die Ohren gezogen worden ist), bilden neben den Beduinen den Grundstock der eingeborenen (arabischen) Bevölkerung Egyptens und zählen ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen. Die Fellahs sind eine unter harter Arbeit und drückenden Abgaben tief gesunkene Menschenklasse, sie vegetieren in ihren armseligen Lehmhütten dahin, geistig und körperlich verkommen. Dem ägyptischen

Bauer ist der Stempel des Fluches: „O Sklave“ auf die Stirn gedrückt und unter der Paschawirtschaft in Kairo ist auch nicht das Geringste für die geistige, sittliche und materielle Hebung dieser für den Staat doch so wichtigen Bevölkerungsklasse geschehen, so daß es nicht wundern darf, daß der Fellah auf einer für europäische Begriffe unbegreiflich niedrigen Stufe steht. Stumpfsinnig und träge lebt der Fellah dahin und der für ihn charakteristische Zug ist eine vollendete Faulheit, denn er arbeitet nur einige Stunden des Tages, er weiß, daß alles, was er nach Abzug der eigenen, geringen Bedürfnisse verdient, doch nur in die Taschen der vizeköniglichen Beamten fließt, weshalb sollte er sich da besonders anstrengen? Trotzdem treibt die Regierung von jedem Fellah die Steuern rücksichtslos ein und falls der Betreffende die geforderte Summe nicht erschwingen kann oder will, werden seine Nachbarn, ja, nach Befinden ganze Dörfer und Distrikte mit in Anspruch genommen. (Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Gabel.

Ein italienischer Professor, Giovanni Lumbroso, hat eine kleine, aber sehr interessante Studie über die Geschichte dieses notwendigen Instruments veröffentlicht, eine Studie, die von der minutösesten Forschung über das Thema Zeugnis ablegt. Lumbroso weist zunächst nach, daß im klassischen Altertum die Gabel nicht in Gebrauch war. Er führt die Schriftsteller an, welche ausführliche Vorschriften gaben über das zierliche und delikate Erfassen der Speisen — mit den Fingern. Vor beiläufig tausend Jahren taucht dann die *Forchetta* auf, und zwar in der venetianischen Chronik des *Damiano*. Derselbe erwähnt, daß die Gabel von einer byzantinischen Prinzessin in Venedig eingeführt wurde. Aber der zierliche Brauch ward von den Venetianern nicht gut aufgenommen. Durch zwei Jahrhunderte machte die Gabel in Italien keine Fortschritte; sie hatte im übrigen Europa noch weniger Glück. Im Jahre 1360 taucht sie in Florenz auf, aber der Autor zweifelt, daß es eine wirkliche Gabel war, vielmehr scheint es eine Art Schere gewesen zu sein, welche von Damen an den Kleidern hängend getragen wurde. Unter den zahlreichen Objekten bei der Hochzeit Maximilians I. mit Maria Sforza-Visconti im Jahre 1493 kommt wohl eine sehr notwendige silberne „Vase“ vor — aber keine Gabel. Im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet sich endlich der Gebrauch der Gabel in Frankreich, in Deutschland erst im sechzehnten Jahrhundert und merkwürdiger Weise taucht sie in England erst im siebzehnten Jahrhundert auf.

Naturkunde.

Zufusorien-Reichtum des Zimmerstaubes. Es dürfte für viele Leser, die sich mit wissenschaftlichen Studien befassen, ein Interesse haben, dieselben bei mikroskopischen Beobachtungen von Zufusorien auf den außerordentlichen Reichtum des Zimmerstaubes an solchen aufmerksam zu machen. Gewöhnlich gibt man

bei solchen Beobachtungen etwas Heu in ein Gefäß, gießt Wasser darauf und stellt dasselbe an einen warmen Ort; allein man muß einen sehr glücklichen Griff gethan haben, wenn man in einem solchen Aufguß mehrere Zufusorien im Wassertropfen unter dem Mikroskop sehen will; in einem Aufguß von feinem Zimmerstaub dagegen, wie sich derselbe auf Möbeln n. s. w. ablagert, mißlingt es nie, Zufusorien in außerordentlicher Menge zu sehen. Wie ein Beobachter einem Wiener Blatte mitteilt, hatte derselbe kürzlich zu diesem Zwecke drei Stück sogenannte Einsiedgläser von 5 Zoll Höhe genommen und in dieselben etwa zwei Finger hoch je Heu, Sägespäne und Zimmerstaub gegeben, die Gläser dann bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt und an einen warmen Ort gestellt; am folgenden Tage sah er in einem Wassertropfen unter dem Mikroskop vom Heu-Aufgusse zwei Zufusorien, am dritten Tage von einem Sägespäne-Aufgusse vier Zufusorien und am vierten Tage von einem Zimmerstaub-Aufgusse, nachdem sich der Staub mit Wasser vollgeseigt, sich auf dem Boden des Gefäßes gesetzt und auf dem Wasserpiegel ein dünnes Häutchen sich gebildet hatte, Zufusorien in unzähliger Menge lustig umherzuschwimmen. Vielleicht gibt dieser Zufusorien-Reichtum des Zimmerstaubes auch in sanitärer Hinsicht zu denken.

Rezept gegen häuslichen Zwist.

Zu Zank und Streit gehören Zwei.
Schweigt Eins, so ist er gleich vorbei;
Denn wer den lieben Frieden will,
Der sei zuerst fein mäuschenstill.
Willst Du jedoch das Schweigen brechen
Und Deinem Partner widersprechen,
So halt erst eine Viertelstunde
Zehn Wassertropfen in dem Munde; —
Dann sag, was Du zu sagen hast,
Mit großer Ruh, ohn' alle Hast.
Dies Mittel hat sich stets bewährt,
So wie es die Erfahrung lehrt.

Rätsel.

Was in des Lebens Wehestunden
Begeist'ring schuf für Freud' und Schmerz,
Hat in mir Lösung stets gefunden.
Für's frohe wie für's bange Herz.
Doch setzest Du voran ein Zeichen,
Beherrsch ich eine ganze Welt;
Vor mir muß sklavisch sie sich beugen —
Was heut' noch steht, schon morgen fällt.
Und fügst Du eins hinzu am Ende,
Dann ist's mit allem Leben aus,
Und nichts als ich, des Todes Spende,
Bleibt übrig in dem dunkeln Haus.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Schatten.

Richtig angegeben von Elise K. u. D. G. hier.